

Ein schwarzes Fest

Der Mohr tanzt Harakiri: Eine Vor-
betrachtung zum „Othello“ aus dem
Deutschen Schauspielhaus in Ham-
burg und das Interview mit dem
Hauptdarsteller Alexander Scheer.
Seiten 2 und 6

Vereinsheimat, warum?

Was Theater mit Fußballclubs zu
tun hat und warum das Festival-
motto „Vereinsheimat“ auch gesell-
schaftliche Sehnsüchte aufgreift:
Die tt-Leiterin Iris Laufenberg gibt
Auskunft. Seite 3

Linkes Abschied

36 Jahre lang hat Manfred Linke im
Internationalen Forum junger Büh-
nenangehöriger Begegnung und
Austausch ermöglicht. In diesem
Jahr nimmt der Leiter Abschied.
Seite 7

tt festivalzeitung!

*das blatt zum theatertreffen
ausgabe eins 6. mai 2005*

Eine Kooperation der Berliner Festspiele, der Berliner Zeitung und der Universität der Künste Berlin
Gefördert durch die Kulturstiftung des Bundes und unterstützt durch die Allianz Kulturstiftung



Alexander Scheer in „Othello“ am Deutschen Schauspielhaus Hamburg.

Foto: Arno Declair



Berliner Festspiele

Berliner Zeitung

Universität der Künste Berlin

KULTURSTIFTUNG
DES
BUNDES

Allianz
Kulturstiftung

Schoko gegen Schuhcreme

Shakespeares „Othello“: in München entrüstete Buhs – in Hamburg zufriedener Applaus. Liegt's an den Inszenierungen oder am Publikum? Von Willibald Spatz

Wenn ein Münchner sein Residenztheater besucht, um einen Shakespeare zu sehen, der einen Schwarzen vorschreibt, erwartet ihn eigentlich immer ein Schuhcremeneger, meistens Jörg Hube. Man will sich jetzt nicht unbedingt in die Reihe derer begeben, die ununterbrochen nach politischer Korrektheit plärren, aber vor politischer Saublödheit will man sich verschont wissen für die Euro Eintrittsgeld, die man dem Kassenfräulein eben gab. Der Münchner Besucher, der dem Hamburger Othello dann zum ersten Mal ins Gesicht blickt, ist ein bisschen verwirrt, weil dieses ebenfalls geschmiert schwarz ist, aber in Ordnung schwarz, da zentimeterdick und mit sagenhaft dicker roter Lippe, also irgendwie Comic und Karikatur. Endgültig Erleichterung bringt dann später eine Duschszenen in einem gold-gekachelten Badezimmer. Das ist der

Zuschauern den Spaß verdarb, weil die Inszenierung Luk Percevals, oder besser die Neuübersetzung und -einrichtung des Texts durch Feridun Zaimoglu, dem Dichter seine Sprache und damit für viele den Hauptgrund, ihn heute noch zu spielen, raubt. Die sagen da „Schoko“ und oft auch „Fotze“, Worte, die Shakespeare, zwar nicht nachweislich, aber wahrscheinlich, nie im Mund hatte.

Puchers Inszenierung besteht aus vielem, das den Rahmen überschreitet: Sie startet im Publikum. Aus dessen dritter Reihe erhebt sich Jago und erklärt sich und die Lage, und die anderen tauchen auch auf zwischen den Köpfen der Zuschauer und schreien sich den ersten Akt zu. Der Vorhang bleibt währenddessen geheimnisumwittert verschlossen, nur der dunkle Titelheld huscht über ihn im Video. Wenn der Vorhang selbst weg ist, gibt's Zypren

Liebe Leserin, lieber Leser, die *tt festivalzeitung!*, die Sie in der Hand halten, sind eigentlich zwei Festivalzeitungen in einer. Die „erste“ erkennen Sie sofort. Sie ist für Sie. Darin erfahren Sie viel über das ab heute stattfindende Theatertreffen, wonach Sie in dieser Fülle woanders vergeblich suchen würden. Sie lesen



BERLINER FESTSPIELE

beispielsweise gleich ein Interview mit Alexander Scheer, der heute als Othello das Theatertreffen mit eröffnet. Sie erfahren von Iris Laufenberg, der Leiterin des Theatertreffens, was Theater für eine Heimat sein kann und in diesem Mai zur Blüte kommt. Eine neue Heimat

bietet das Theatertreffen erstmals 19 jungen Talenten, die die Zeitung machen, die Sie gerade lesen.

Diese „zweite“ *tt festivalzeitung!* ist erst hinter den Kulissen der „ersten“ zu entdecken. Sie ist auch, und das ist das Besondere dieses Zeitungsprojektes, für die Macher selbst. Wie sieht das Projekt aus? Die 19 jungen, professionellen Kulturjournalisten und Fotografen sind eingeladen, für drei Wochen die Redaktion der Festivalzeitung zu bilden. Zum Teil studieren sie noch an Akademien und Universitäten oder stehen am Beginn ihrer beruflichen Karriere. Sie haben bereits erste Artikel in Fachmagazinen veröffentlicht oder arbeiten für die Kulturredaktionen kleiner und großer Tageszeitungen unter anderem in München, Aachen, Köln, Karlsruhe, Leipzig oder Berlin. Sie alle werden von erfahrenen „Mentoren“ begleitet, die Anregungen geben und die Arbeit der Gruppe als Redaktion unterstützen. Für die Premiere der *tt festivalzeitung!* wünsche ich allen: Toi Toi Toi!

Prof. Dr. Joachim Sartorius
Intendant der Berliner Festspiele



ARNO DECLAIR

Der Mohr tanzt Harakiri: Alexander Scheer als Hamburger Othello.

ironische Wink, die Gewissheit, dass dabei was gedacht wurde. Eine Stimme aus dem Publikum erkennt: „Die hält gut, die Farbe.“

Setzt man diese heimliche, unrepräsentative Zuschauerabklärung in der Pause, in der bald darauf etwas Unerhörtes passieren wird, fort, so stechen einem vor allem Adjektive wie „begeistert“ und „superstimmig“ ins Ohr. Wäre man nur Zeuge dieser Gespräche und nicht des Hamburger Spektakels, würde man sich wundern, denn Stefan Pucher ist nicht dafür bekannt, einem Stadttheater-Abonnenten-Publikum Klassiker gefällig verdaubar anzurichten.

Apropos wiederum München: Dort gibt es auch einen „Othello“, einen ungeschminkt weißen an den Kammer spielen, und der führte zu Kontroversen, indem er einigen

als Drehbühne, an sich Ort, an dem sich recht konventionell spielen ließe, wären da nicht Dreingaben aus Musik und Film, die das Geschehen einmal Richtung Traum verfremden, ein anderes Mal in Form einer beim Proben aufgenommenen Szene ins Meta verrücken.

Dann die Sache in der Pause. Da heißt es kurz vorher, es gehe draußen weiter, und man glaubt es kaum, verlässt den Raum, um aufs Klo oder zum Sekt zu gehen und landet endlich vor dem Haus. Und während man den Stehenden lauscht, entdeckt man den Strahl eines Scheinwerfers über den Patz fliegen und ihn dabei Vorbeieilende und Dosenbiertrinker in die Zuschauer-Aufmerksamkeit zeren. Dann die Erlösung der Unfreiwilligen: die Schauspieler von drinnen jetzt draußen, den Mord an Cassio spielend. Das fast schon tolle Publikum weiß sich schließlich schier nicht mehr zu helfen, als, nachdem Othello bereits nackt – ja nackt – über die Straße gerannt ist, noch ein realer Polizeieinsatz vorbeifährt mit zehn Autos und Blau-

licht und allem. Man will gar nicht mehr zurück ins Schauspielhaus, aber dann kommt der Schluss noch mal schön und gewaltig mit Video und Glitzeranzug, sehr stimmig.

Viel Ungewöhnliches hat man also erlebt am Ende des Abends. Kein braves Theater, sondern eines, das rausgeht, auf den Menschen zu, ihn fordert, zur Reaktion zwingt, zu einer Haltung im Stehen – und am Ende doch alle versöhnt. Das ist dann doch interessant, weil es einiges übers Theater verrät und seinen Zustand 2005, wenn eine Inszenierung, die an sich Polarisierungspotenzial hätte, so gar nicht aneckt. Theater provoziert nicht mehr. Anders wie seinerzeit, als eine erzürnte Zuschauerin schrieb: „Die abscheuliche Bearbeitung ist eine Schande für ganz München.“

Wozu aber braucht man dann einen so alten Text auf der Bühne heutzutage? Im Programmheft ist ein sehr sympathisches Zitat von Stefan Pucher: „Es geht nicht darum, eine Aktualität ans Licht zu zerren. Es ist sowieso ein Armutszeichen, wenn man davon ausgeht, dass Theater immer beweisen muss, dass es aktuell ist.“ Dabei ist schnell was gefunden, was einen aktuell angeht, eine Sache, von der man in einer Zeit von Anti-Stalking-Paragrafen weniger betroffen sein will als von Schlaganfall und Hautausschlag: die Eifersucht, die krankhafte, die den klaren Verstand verramscht. Jago ist ausgestochen von einem Jüngeren und will dafür Rache. Auch das ist aktuell wie sonst was bei dem Jugendwahn zur Zeit. Othello soll zur Strecke gebracht werden mittels des Keims Eifersucht in sich. Man möchte sagen: Bizarr ist das, wie selbstverständlich die Liebe als Motor des Handelns auf der Bühne damals durchging. So gesehen reagiert der Pucher-Othello modern und richtig: cool. Sein Anzug am Ende glitzert, dass es eine Freude ist. Seine Desdemona Jana Schulz muss dran glauben, da nützt ihr die ganze wunderbare Verführung im weißen Kleid nichts. Der Mohr tanzt danach im letzten Bild einen lässigen Harakiri-Tanz, das Messer in den Bauch ist Luft. So einfach wird man fertig mit dem Feind, um und in einem. Aber plötzlich ist da doch ein kleines Momentmal im Zuschauerherzen. Völlig einverstanden ist man nicht, am kalten Ende der Gefühlswurst sieht man sich noch nicht angekommen trotz 21. Jahrhundert. Ein Theater der farbigen Bilder und wilden Einfälle, das schließlich doch bewegt und was auslöst durch seine Behauptung über den Menschen aktuell, der man nicht sein will. Lieber wieder verlieben.



Drehwurm — Wir sprechen hier von einem Zollstock. Oder von einer Wohnungstür. Von einem Singlebett, einem Handballtor. Von einem Giraffenbaby. Wir sprechen von: zwei Metern. Zwei Metern, die fehlen. In Berlin. In Wien, ja, da haben sie die zwei Meter. Zwei Meter mehr. Da haben sie eine schöne, große Drehbühne: 17 plus 2 Meter, 19 Meter. In Berlin: nur 17 Meter. Zu dumm. Dumm gelaufen. Dumm gedreht! Denn bei so viel deutschem Drehdilettantismus bleibt Andrea Breth lieber daheim, in Wien am Burgtheater, mit ihrer eingeladenen Inszenierung von „Don Carlos“.

Schade.

Schuld sind die Schränke. 40 Büroschränke aus Plexiglas, Breths labyrinthartiger spanischer Spiegel-Palast, die rotieren – und bei Bedarf nach oben und unten fahren: Problem Nr. 2.

Denn auch das geht, dreht, fährt in Berlin nicht. Nicht im DT, nicht im Festspielhaus. Nicht einmal im Schiller-The-

ater! Über die Seitenbühne, ja, da könnte man die Schränke schieben. Schauspieler müssten warten, verzögern würden sich Auf- und Abgänge.

Dann lieber: Abgang, kollektiv. Kein „Carlos“, obwohl Berlins und Wiens Intendanten „auf den Knien unseres Herzens und mit Engelszungen“ sich bemühen: *Geben Sie Umdrehungsfreiheit!*

Breth bockt: *Ich habe das Meinige getan. Tun Sie das Ihrige.* Keine Umbauten, keine Umproben; daran ist nicht zu drehen und zu deuteln. Statt ihrer neunten nun nur neun Inszenierungen beim Theatertreffen.

Man kann es drehen und wenden, wie man will: Lächerlich, dass Berlin keine Burgtheaterbühne hat. Lachhaft, dass Breths künstlerisches Konzept an Drehbühnenhydraulik hängt. Und hakt. – Zum Durchdrehen! Hals umdrehen! Durch die Mangel drehen!

Und was macht Breth? Däumchen drehen.

Vasco Boenisch

Hirschgeweih und Herrgottswinkel? Hilfe! Blümchen-Decke und Bierbar? Barmherzigkeit! Stammeln am Stammtisch? Stop! Iris Laufenberg kennt zwar das Vorurteil, „dass man über Heimat nicht reden darf, weil man dann für rechts gehalten wird.“ Aber sie glaubt auch: „Wenn man hinsieht, merkt man doch, dass das überhaupt nicht unserem Programm entspricht.“ Also hat sie dem von ihr geleiteten Theatertreffen in diesem Jahr das Motto „Vereinsheimat“ gegeben. Und muss sich nun fragen lassen, inwiefern dieses Motto überhaupt einem Programm entspricht, dessen Kuratoren ausdrücklich von „Vielfalt“ und „Trendfreiheit“ sprechen. Handelt es sich hier gar um eine im luftleeren Raum entworfene Etikettierung, um die Verzierung der Spielstätten mit Wimpeln in hipper Fußballclub-Optik irgendwie zu begründen?

Gut, das Thema an sich liegt in der Luft: „Heimat ist zwar immer noch ein Tabubegriff, aber es wird doch immer wieder eine große Sehnsucht danach spürbar“, sagt Iris Laufenberg. „Zum Beispiel beim Tod des Papstes. Da hat sich ein ganz großes Glaubens- und Sicherheitsdefizit gezeigt. Das hängt hier zu Lande vielleicht auch mit der wirtschaftlichen Talfahrt zusammen, mit dem mangelnden Selbstbewusstsein, weil es keine Visionen für Lösungen gibt.“ Okay, aber was hat das mit Theater und speziell den eingeladenen Produktionen zu tun? „Ich sehe mir ja die Aufführungen an, die von den Juroren Ja-Voten bekommen“, erklärt Laufenberg und verweist auf die Münchner Inszenierungen „Die Nibelungen“ und „Mittagswende“: Da

Wie im Fußball: Auf immer weniger Clubs konzentriert sich immer mehr Spielerpotenzial

gehe es klar um Fremdheit und Anderssein. In „Othello“ (Hamburg) ebenfalls. Auch die Züricher „Elementarteilchen“ führt sie an: „Diese geklonten Menschen, die nur noch über die Erinnerung an Sex reden können.“

Die Trennung zwischen Eigenem und Fremdem, zwischen Innen und Außen soll auch am Haus der Festspiele deutlich werden. Der Fritz-Bornemann-Bau, den Laufenberg bei ihrem Amtsantritt mit der Umsiedlung des Stückemarkts und der Abschaffung des Spiegelzelts („zum Mythos verklärt, aber kaum genutzt“) zum Festivalzentrum erklärte, wird auch in diesem Jahr von der Bühnenbildnerin Katrin Frosch neu ausgestaltet. Unter anderem werden Ketten innen hinter den Fenstern herabhängen und so eine gewisse Abtrennung erzeugen. Ansonsten setzt das temporäre „Vereinsheim“ auf Gemütlichkeit: Hollywood-Schaukeln und Bierbänke im Garten, ein Tischkicker im Foyer und Lichtarrangements in den Festivalfarben rot-weiß-blau sollen dazu anregen, auch „nach dem Höflichkeitssekt“ (Frosch) zu verweilen – sich also heimisch zu fühlen. Denn die Sehnsucht, die Laufenberg diagnostiziert, will man nicht nur analytisch thematisieren, sondern auch ein bisschen bedienen. Der Ort dafür ist das Rahmenprogramm, in dem die Band Global.Kryner (Laufenberg: „Es war höchste Zeit, die mal nach Berlin zu holen“) und der Wittenbrink-Liederabend „Kein schöner Land“ bezeichnenderweise das Gebiet bedienen, das den

Die Brückenbauerin

tt-Leiterin Iris Laufenberg hat dem Festival das Motto „Vereinsheimat“ verpasst. Andreas Jüttner hat gefragt, warum.

analytischen Abwehrreflex noch am leichtesten aushebelt, nämlich die Musik.

Dass Theater wiederum Heimat nicht nur verhandeln, sondern auch sein kann, bestätigen zwei der eingeladenen Theatermacher – wenn auch nicht gerade euphorisch: Michael Thalheimer ließ sich, recht ermattet dreinschauend, für eine Postkartenserie zum Motto in der Kantine des Hamburger

marktung und der altbekannten Theater-Fußball-Assoziation vom Ensemble als Mannschaft, dem der Regisseur im Moment des Spiels genauso ohnmächtig zusieht wie der Trainer (oder der Angst vorm Auswärtsspiel, die auch Großtheater angesichts des kritischen Berliner Publikums befallen kann): Dass auch in diesem Jahr fast durchweg Metropolentheater eingeladen wurde, entspreche durchaus



BETTINA KELLER

Thalia-Theaters fotografieren, und Christoph Schlingensiefel teilte in einem „tip“-Interview zum Festivalstart eine seiner beliebten Rundum-Watschn aus: „Theater sind Ersatzfamilien, Zentren für Leute, die verlassen wurden und keine Heimat haben.“

Das geht vielleicht ein bisschen weit, doch die Vereinsdynamik eines Theaters dürfte unbestritten sein. Auch nach außen hin gebärden sich immer mehr Häuser zunehmend wie Clubs. „Natürlich bräuchte das Theatertreffen nicht unbedingt ein Motto“, räumt Iris Laufenberg ein. „Aber erstens ist es doch anregend, eine übergreifende Brücke zu bauen – es muss ja nicht jeder drüberlaufen. Und zweitens greifen wir mit dem Label-Prinzip nur auf, was die Theater ja selbst machen. Erkennungszeichen wie unsere Wimpel gibt es als Accessoires doch in vielen Foyers zu kaufen.“ Laufenberg bleibt aber nicht stehen bei der optischen Ver-

der Situation in der Bundesliga, wo immer weniger Clubs immer mehr Spielerpotenzial und Titel auf sich konzentrieren. Und dies werfe auch ein Licht auf die Städte: „Wenn in einer Stadt der Bundesliga-Club und das Theater gut dastehen, dann ist das ein Zeichen von gesellschaftlicher Akzeptanz und von Identität.“ Also von Heimat. Beziehungsweise deren Krise: „Es ist schon auffällig, dass Köln als viertgrößte Stadt Deutschlands sich ausgerechnet zu der Zeit immer weniger um sein Theater kümmert, in der ein Traditionslub wie der 1. FC sich in der Zweiten Liga durchschlagen muss.“ Immerhin ist da der fußballerische Aufstieg gerade klargemacht worden. Und mit „Hamlet“ war auch das feuilletonistisch oft gescholtene Kölner Schauspiel immerhin in der Diskussion fürs Theatertreffen. Besteht also Hoffnung? Und wäre das nicht auch ein schön ausdeutbares Motto gewesen?

„tt vereinsheimat 05“ heißt das diesjährige Motto des Theatertreffens. Es provoziert Assoziationen: Familie, Gemütlichkeit, Sport, Bierseligkeit, Kleinbürgertum, Schrebergarten, Gartenzwerg. Was ist den jungen Talenten der tt-festivalzeitung Heimat? Bedeutet sie ihnen etwas? – Und wenn ja: Was? Siebzehn Antworten und zwei Fotos.



Heimat ist ...

... ein Monster, eine Freundin, ein Gefühl

Bei der Abfahrt Nuthetal geh ich in die Bremsen. Wegen der Kurve; aber vor allem wegen der Blitzer. Die stehen eigentlich immer da, rechts, gleich zwei nebeneinander. Das Land ist pleite, man sieht's. Freu mich wie Bolle, wenn ich unbehelligt vorbei schleiche. Wechsle von CD auf Radio, mein Heimatradio: kommt zwar aus Potsdam, aber merkt man nicht. Professor Udolph erforscht grad wieder Hörernamen, und ich denk, wann rufst du endlich auch mal da an. Kurz vor halb seh ich den Funkturm. Edith Hancke kräht: „Jetzt unbedingt zuhören, und nicht die Stöhr-Werbung stö'n!“ – Det is Berlin. Mein Berlin.

Vasco Boenisch (24) ist in Berlin geboren und aufgewachsen. Heute lebt er in München.

Als ich nach sechs Wochen zum ersten Mal vom 450 km entfernten Studienort nach Hause zurückkam, warteten meine Freunde am Abend nahe der Post schon auf mich. Zum Weggehen. Und einer, dessen Art das sonst nicht war, begrüßte mich mit einer festen Umarmung. Wieder daheim, dachte ich, und war froh, diese Heimat nicht dadurch verloren zu haben, dass ich wegging. Der Unterschied zwischen Zuhause und Daheim. Trotzdem war der Abend ein Irrtum. Nicht die Menschen, sondern die Landschaft, das Tal, das Haus: das ist meine Heimat. Der Kontakt zu denen, die damals mich begrüßten, zerstreute sich, doch das Gefühl blieb stets das gleiche, wenn der Hallthürmer Berg hinter mir lag und vor mir die Zeit daheim.

Michael Brommer (32) ist in Berchtesgaden aufgewachsen und lebt heute in Rosenheim.

Es ist Nacht in Praha, Opatov, und der dicke italienische Kater von Klára jagt deine Zehe, die unter der Bettdecke rausguckt. Aber eigentlich hast du die Tür mit Absicht offen gelassen. Oder es ist vormittags und deine Mutter bringt dir Kakao ans Bett, weil du schon lange nicht mehr da warst. Oder jemand, den du Bruder oder Schwester nennen könntest, sitzt in deiner eigenen Küche an deinem Küchentisch, aber jetzt sagt ihr nichts, weil es nicht nötig ist. Du denkst an eine Busfahrt nach Minsk, zu Holger, da hast du Lucie kennen gelernt und über Kopfhörer Kruder & Dorfmeister gehört, von Eva geliehen.

Christiane Enkelers (29) ist in Remscheid aufgewachsen. Sie studierte in Köln und Prag und wohnt in Köln.



Heimat bedeutet für mich: bestimmte Menschen, Orte, Sprache und Kultur in Berlin.
Barbara Braun (28) ist gebürtige Berlinerin.

Heimat entsteht.

Piero Chiussi (29) wuchs in Italien und England auf und lebt seit fünf Jahren in Berlin.

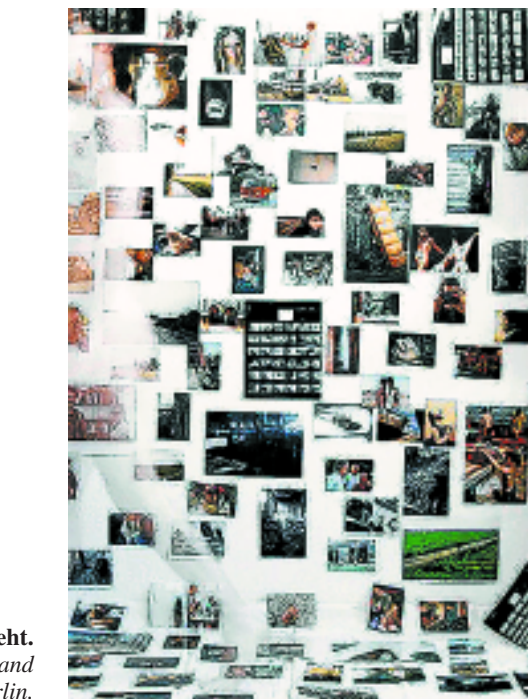
„Home Is Just“ sprüht der Kerl da auf den Brückenbeton, als ich mit dem Hund vorbeilaufe. Wie das? Ist Heimat gerecht? Hm. Spontan: Ja, weil du bei ihr einfach so sein darfst, wie sie dich kennt. Aber dann: Verdamm, nein, genau dafür willst du ihr schon seit Jahren auf die Finger hauen – nämlich immer dann, wenn sie in deinen Teller grabst, ein paar Gewürze herausfischt, die du von woanders mitgebracht hast, sie herablassend beäugt und dann mit gönnerhafter Überlegenheit von sich weist. Andererseits: Wärs du denn du, wenn sie sich dir immer anpassen würde? Ach je ... Als ich auf dem Rückweg bin, ist der Kerl weg. Auf dem Beton steht: „Home Is Just A Four-Letter-Word“.

Andreas Jüttner (35) hat in Karlsruhe immer noch nicht die Band „home“ gegründet, mit der er gern die Platten „gron“, „sick“ und „coming“ aufnehmen würde.

Heimat ist ein Monster. Ein Assoziationsmonster. Schon nach ein paar Sekunden stecke ich in einem Bilderchaos, in dem blonde Riefenstahl-Sportler sich mit dem Wirtshaus im Spessart, zugefrorenen Seen in Bayern und dem Holzfurnier an der Decke meines Jugendzimmers vermischen. Also packe ich das Bildervieh in die Antwort auf eine einfache Frage: „Woher kommst du?“ „Aufgewachsen bin ich an der französischen Grenze, geboren in Bayern“ (1993, direkt nach dem Abi. Mit Heimat wollte ich nichts mehr zu tun haben.) „Zur Schule gegangen und so bin ich in Straßburg, auf der deutschen Seite. Geboren bin ich beim Schloss Neuschwanstein.“ (1999, auf einer Party in Berlin, beim halberzigen Versuch, Eindruck zu schinden.) Vor ein paar Tagen wurde ich wieder einmal gefragt. Ich glaube, ich habe von so etwas wie Holzfurnieren und Seen erzählt.

Klaus Lüber (32) ist in Kehl aufgewachsen. Heute lebt er in Berlin.

Wohlfühlbüttel. Toskana des Nordens. Das muss sich ein bewusstloser Marketingtyp ausgedacht haben, dem egal ist, dass meine Heimatstadt nicht von Weingärten und Olivenhainen umgeben ist. Es gibt Rübenäcker und grüne Hügel. Und eine Erdbeerplantage, der Keller meiner Eltern steht voll Marmelade. Die Fußgängerzone ruft nach Touristen, romantische Einkaufsstadt, im Café gibt's Cappuccino-Zehnerkarten. Man kennt sich. Seit ich in Berlin wohne,



steht meine Marmelade im Supermarkt. Ich habe eine Stofftasche, auf der vor blauem Schild ein weißes Pferd an einer roten Säule herumspringt, darüber glänzen Stern und Herzogskrone. Das Logo. Der Claim: Wolfenbüttel – viel mehr als Sie denken! Sie denken, ich weiß.

Jan Oberländer (25) ist im niedersächsischen Wolfenbüttel aufgewachsen und lebt heute in Berlin.

Kann Heimat ein Ort sein? Der, an dem man am längsten gelebt hat? Das wäre Nordfriesland, direkt am Meer, 18 Jahre. Oder der schönste? Granada/Andalusien: fast 3 Jahre. Oder der aktuelle: Berlin, seit 5 Jahren. Die Bedeutung von Dingen erschließt sich oft erst, wenn sie fehlen. Heimweh? Nach dem süßen Geschmack von Omas Nusskuchen. Nach dem salzigen Geschmack vom Meer. Nach dem Tagesablauf, der von den Gezeiten geregelt wurde. (Bei Flut: Baden statt Mittagessen). Nach den Geräuschen der spanischen Plaza. Ist Heimat immer da, wo man selbst nicht ist? Zum Glück gibt's auch die andere: Heimat ist dann die Freundin, die überraschend zum Frühstück vorbeikommt und bis zum „Tatort“ bleibt. Heimat ist der Balkon, auf den verlässlich jeden Tag ab 14.30 Uhr die Sonne kriecht. Heimat ist der Anrufbeantworter, der die vertrauten Stimmen archiviert. Heimat ist der Geruch der Stadt nach einem Sommerregen. Heimat kann kein Ort sein! Heimat ist ein Gefühl.

Katrin Pauly (34) wuchs an der nordfriesischen Nordseeküste (Husum) auf und lebt heute als freie Journalistin in Berlin.

Meine Heimat sind auch die Wälder von Schweden, die ich nie gesehen habe oder nur, als ich so klein war, dass mir keinerlei Erinnerung davon blieb. Ich weiß von ihnen durch die Stimme meiner Mutter, die uns abends vorlas. Ich lebte mit dem wilden Mädchen und ihrem Bruder, mit Rumpelwichten und mit Angst vor Wilddruden, in der Bärenhöhle und mit dem Wolfslied im Ohr. Ich bastelte mir die Zottel-Perücke aus einem Apfelsinennetz und dicker, dunkelbrauner Wolle, hatte einen Ledergürtel über einem alten T-Shirt und sprang über die Wiesen um unser Gradschhaus in der Kasseler Naturschutz-Peripherie. Ich fühlte mich wild und glücklich und wollte nie erwachsen werden. Heute möchte ich immer noch gerne mal nach Schweden.

Anne Peter (24) ist in Kassel aufgewachsen und lebt heute in Berlin.

Nach so langer Zeit im Ausland ist Heimat für mich nicht mehr geografisch fest zu machen. Heimat ist viel mehr ein Gefühl, dass wie Glück plötzlich da ist. Das letzte Mal überraschte mich so etwas wie ein Heimatgefühl, als ich in Paris mit dem Fahrrad unterwegs war. Ich genoss den Blick

auf die Seine und fühlte mich, weit weg von meiner Familie, zu Hause. Irgendwann schaute ich beim Fahren auf den Reifen und wunderte mich, dass keine Acht darin war. Plötzlich war ich wieder daheim, in Hamburg und sah meinen Großvater, wie er, das verbeulte Rad in der Hand, lachend fragte, welchen Kantstein ich denn diesmal mitgenommen hätte. Komischerweise lässt sich für mich das deutsche Heimatgefühl nirgendwo besser mit dem französischen verbinden, als im chaotischen Pariser Stadtverkehr, fernab aller deutschen Verkehrsregeln.

Katja Petrovic (28) ist in Hamburg geboren, nach sechs Jahren in Frankreich lebt sie jetzt in Berlin.

In der Stadt war alles neu. Selbst bei ihrer Vierzigjahrfeier machte sie sich jünger. Verschämt verschwieg sie ihre Kindheit als Stadt des KdF-Wagens. Hauptsache es läuft und läuft und läuft. Es lief prächtig: mit jeder neuen Produktserie legte sie neue Kleider an. Die alten verschwanden unbenesehen. Fast ausschließlich Neuwagen prägten ihr Stadtbild. Die Wolfsburger fühlten sich zuhause in der autogerechten Stadt. Sie waren stolz auf den Käfer und die vielen Golfs, die noch folgen würden. Das Auto bestimmte ihre Identität. Mich lassen Autos kalt; Hauptsache es fährt. Denn, wenn ich irgendwo zuhause bin, dann unterwegs: „Überall ist es besser, wo wir nicht sind“.

Dirk Plamböck (44) wuchs auf in Wolfsburg und lebt heute in Berlin.

Meine Heimatstadt hat zwei Werften und einen Fußballverein, der in den Gründerjahren der DDR aus einer Bergbauregion an die Ostsee umgesiedelt wurde. Als die DDR verschwand, wurden die Werften kleiner, der Verein größer. Die Ostsee blieb die alte. Ich verliebte sie. In einem Fish-and-Chips-Shop in Salisburg 1996 kam ich ins Gespräch mit einem Fan von Aston Villa, weil wir die Spieler Beinlich und Breitkreuz von seinem Verein abgeworben hatten. Da wusste ich: Die Ostsee ist weit weg, aber mein FC Hansa bleibt bei mir. Jetzt, in Berlin, habe ich meine Vereinsheimat in SCHUPPES SPORT-KLAUSE in der Ackerstraße, wo ein Wikingerhelm über der Tür prangt. Hansa wird aus der 1. Liga ausscheiden und wird gewiss zurückkehren wie – es eigentlich nur die Nordsee kann. Ich aber werde gleichmütig und treu an Hansa hängen wie die Ostsee am Strand.

Christian Rakow (28) ist in Rostock aufgewachsen. Heute lebt er in Berlin und Bremen.

Ach, Aachen! Faule Eier in der Nase, feuchtes Hämmern auf dem Kopf, „God verdomme“ in den Ohren, harten Hockkuchen zwischen den Zähnen, schwarz-gelbe Kratzwolle am Hals, einen Pferdehuf vorm Schienbein und den al-

ten Kerl mit Bart im Sinn. Mit diesen Eindrücken darf jeder Aachener leben. Bäderstadt, Regenloch, Dreiländereck-Idylle, Printen-Metropole, Alemannia-Hochburg, Reiter-Paradies und Residenz Karls des Großen. Och, Oche, was trägst du für tolle Namen! Aber meine Heimat? Die finde ich eher im warmen Dunkel hinter den dicken Säulen. Theaterstadt? So nennt dich leider niemand.

Jenny Schmetz (29) ist in Aachen aufgewachsen und lebt dort.

Im Auswärtsspiel ist der Verein die Heimat. Das jedenfalls wollte uns der Trainer des „FSV Lokomotive“ glauben machen. Beim Training verfolgte die A-Auswahl unseres Jahrgangs lachend, wie wir Nasenblut, Schweiß und Tränen vergossen. Dass auch sie im Winter durch den Schnee stapften und im Frühling, wenn die Elbe herüberdrückte, durch Pfützen, war uns ein schwacher Trost. Denn „Post“ und „Dynamo“ gaben unserer Angst einen Namen. Selbst bei Heimspielen kassierten wir Niederlagen und viele Eigentore. Aus Ohnmacht wurden sie mutwillig geschossen. Ich wechselte irgendwann zum Tischtennis. Vom Einssein im Scheitern ahnten wir damals noch nichts.

Robert Schröpfer (28) ist aufgewachsen in Dresden und lebt in Leipzig.

Mein Kinderzimmer muss man sich folgendermaßen eingerichtet vorstellen: Es fand in unmittelbarer Nachbarschaft zu einer Wiese statt – das praktisch meine ganz. Jugend hindurch darauf Kühe Gras fraßen, erklärt vielleicht meine absolut neutrale Einstellung zu diesen Viechern. Und in zweiter Nachbarschaft zu einem Wald, durch den wir wie die Deppen rannten, während wir auf uns mit aus Metallabfällen selbst gebauten Schwertern einhauten. Deshalb ist es fast ein bisschen ein Wunder des Zufalls, dass ich heute noch alle zehn Finger zum Bedienen einer Tastatur habe, wobei ich, zugegeben, selten alle benutze, aber ich könnte. Vielleicht ist es auch göttliche Fügung gewesen. Katholisch bin nämlich auch sehr, was an fünf Minuten Gehabstand zu Kirche liegen könnte. Das allerdings ist nichts Außergewöhnliches bei einem Dorf von je nach Sterbe- und Geburtenfällen mal ein bisschen mehr, mal ein bisschen weniger als 600 Menschen.

Willibald Spatz (28) wuchs in Agawang auf und lebt heute in München.

Im Winter wandern die Menschen meiner Heimat ins Moor. Sie ziehen dabei einen Bollerwagen hinter sich her, der bis zur Oberkante mit Schnaps beladen ist. Die Menschen meiner Heimat reden nicht viel. Während der Moorwanderung jedoch singen sie, halten sich im Arm und prosen sich zu. Einige bleiben dabei liegen und erfrieren oder

werden von wilden Tieren gerissen. Der Rest wandert weiter durchs Moor, bis der Schnaps alle ist. Noch heute trinke ich auf offener Straße keinen Schnaps, weil ich Angst habe, irgendwo liegen zu bleiben.

Kai Splittgerber (24) ist im niedersächsischen Ammerland aufgewachsen. Heute lebt er im Weser-Berg-Land.

Aldrans ist ein kleiner Ort bei Innsbruck. Wenn wir bei unserer Aldranser Oma zu Besuch waren, sprachen sogar unsere Onkel und Tanten mit uns Hochdeutsch, als ob wir Idioten wären. Also sprachen meine Schwester und ich Tiroler Dialekt. Wir sagten „Marille“ statt „Aprikose“, „schleinen“ statt „beilen“ und beherrschten die kehliges Kchr-Laute in Perfektion. Kein Mensch, außer den Einheimischen natürlich, hat damals gemerkt, dass wir eigentlich in Deutschland daheim sind. Nur mit meiner Oma redete ich normal, meine Oma hat aber auch nie Hochdeutsch mit mir gesprochen. Ich begleitete sie oft auf den Friedhof. Auf dem Weg dorthin erzählte sie mir Geschichten. Sie verriet mir, dass man sich während der heiligen Wandlung etwas wünschen darf, was dann in Erfüllung geht. So klein ich damals war, ich wusste, dass das nicht stimmte, wusste aber auch, wie schön es wäre, wenn es stimmte. Als ich vor kurzem meine Oma zum Friedhof begleitete, strich sie sich über ihre braunsprenkelten Handrücken und nannte die Altersflecken „Totenröslein“. Sie sprach von ihrem Tod und davon, dass sie keine Angst habe, „heim zu gehen“.

Barbara Teichelmann (30) wuchs im bayerischen Herrsching auf und lebt heute in München.

„Esperanza, 738 Bruttoregisteronnen, Baujahr 1996“ erfahren die Gäste des Fährhauses über den brasilianischen Pott, der Kurs auf Hamburg hält. Die Begrüßungszeremonie kommt vom Tonband: Die Nationalhymne des Herkunftslandes klingt durch das Dröhnen der Lautsprecher angenehm verfremdet; auch ein Willkommen in der Heimate Sprache und Musik gehören dazu. Selbst alte Seebären berichten, sie hätten sich nicht vor einem Kloß im Hals schützen können, wenn sie mit ihrem Frachter die Anlage passierten. Ich bevorzuge den sicheren Grund, schon der Gedanke an eine Schiffsreise verursacht mir Grauen. Also bin ich an den Hafengeburtstag und lasse mich von der Fremde umwehen. Mehr Heimat wäre unbewohnbar.

Ulrike Wendt stammt aus Oldenburg in Oldenburg und hat ihr Basislager in Hamburg aufgeschlagen.



Die Feder MB 114, H à WAM, 14 kt GF: Das ist der Code, der immer mehr Schreibern das Herz aufgehen lässt. Denn was sich hinter dieser Zahlen- und Buchstabenkombination verbirgt, ist längst nicht nur das Modell eines Füllfederhalters. 114 besagt, dass es sich um ein Meisterstück der Marke MontBlanc handelt. Darüber hinaus ist das Schreibgerät eine Hommage an Wolfgang Amadeus Mozart und mit einer 14-karätigen Goldfeder versehen. Mit einem einzigen Griff in die Innentasche seines Sakkos schreibt sich der Besitzer einer solchen Feder also eine ganze Reihe erlauchter Prädikate auf die Fahne. Ich bin gebildet, stilvoll und habe Geld, lautet seine Botschaft. Und vielleicht schlummert in ihm ja auch ein genialer Komponist? Mit der programmatischen Bezeichnung dieses Stifts hat der Hamburger Füllfederhersteller jedoch nicht nur das Image seiner Käufer aufpoliert, sondern auch einen entscheidenden Beitrag zur Vereinfachung der deutschen Sprache geleistet. War es doch immer recht kompliziert, eine Edelfeder zu umschreiben. „General der Gedanken“, „Architekt der Sprache“ oder „Journalist als Wortgourmet“ lauteten die ungelungenen Wendungen, mit denen Bildredakteure versuchten, die herausragende Leistung ihres Kollegen Claus Jacobi zu fassen. Mit MB 114, H à WAM, 14 kt GF hätten sie es auf den Punkt gebracht. Wir Journalisten der Festivalzeitung haben von den Berliner Festspielen übrigens nur einen gelben Plastikkugelschreiber bekommen. Doch wir stellen uns der Herausforderung, auch ohne MB 114, H à WAM, 14 kt GF in die Fußstapfen deutscher Edelfedern zu treten.

Katja Petrovic

Herr Scheer, Ihr Othello scheint ein sehr junges Publikum anzuziehen. Haben Sie eine Erklärung dafür?

Ich glaube, es gibt ein großes Interesse auch bei jungen Leuten an Theater. Obwohl das schwierig ist, in der derzeitigen Kulturlandschaft mit Jamba-Monatspaket und MTV zu zeigen, dass Theater noch eine Ausdrucksform ist, wo man den Mund aufmachen kann. Es ist zwar Theater, aber es ist echt und hautnah, und du erlebst da was, was dir kein virtuelles Produkt liefern kann. Die Kids werden wissen, was sie damit anfangen. Ob sie jetzt sagen: Ey, ich hab den Typen aus „Berlin, Berlin“ nackt gesehen, oder: Ich kauf mir mal so ein Reclamheftchen Shakespeare. – Dieser ganze Abend ist ja überhaupt eher unüblich, nicht nur wegen des Videos, der Musikeinlagen oder der Spielweise, sondern auch durch meine Besetzung.

Wie war das, als man Sie anrief, ob Sie den Othello spielen wollen?

Ich bin in schallendes Gelächter ausgebrochen. Das Stück kannte ich gar nicht, nur den Film von Orson Welles. Ich dachte, im Prinzip bin ich da fehlbesetzt, das geht gar nicht auf. Othello ist schwarz, ein bisschen älter und beleibt. Ich bin genau das Gegenteil. Ich hab überhaupt keine Chan-

Das Schwarze in mir

Othello, James Brown und Herzblut im Theater – der Schauspieler Alexander Scheer im Gespräch mit Jan Oberländer und Christian Rakow

schön: Im Englischen entsteht aus „word“, wenn man ein „s“ hinzufügt, „sword“. Die Worte werden zu Schwertern. **Es gibt eine Szene vor dem schwarzen Vorhang, wo sich diese Macht der Wörter entfaltet, wo eine große Intimität zwischen Othello und Jago entsteht.**

Aber auch eine große Ausgestellttheit, eine Künstlichkeit. Das Licht ist auf den Gesichtern, und es wird einfach gesprochen. Da ist kein überflüssiges Spiel oder Requisite – nur Worte. Jago braucht ewig, um Othello eifersüchtig zu machen. Der ist nicht eifersüchtig. Er sagt: Hauptsache, meine Frau ist schön. Sollen andere Männer die doch angucken, ist doch super, steh ich voll drauf. – Jago muss das sehr lange aufbauen, da an ihn ranzukommen.

Ist es für eine solch ruhige Szene wichtig, dass sich in der restlichen Inszenierung viel tut – Video, Straßentheater, opulente Drehbühne? Oder kann die permanente Bewegung auch erdrückend wirken?

Man kann das so sehen. Aber ich arbeite gern körperlich auf der Bühne. Und ich finde – das hab ich auch an der Volksbühne gelernt, bei Castorf –, du kannst bestimmte Sachen erst sagen, wenn du vorher eine gewisse Energie aufgebracht hast, wenn du dich abgearbeitet hast. Du kannst totalen Schrott machen, zehn Mal gegen die Wand rennen – und erst dann bist du so weit, dass du dich hinsetzt, durchatmest und sagst: Jetzt sehe ich die Sache so. Das hat einen ganz anderen Fokus.

Im Schlussakt kommt die Inszenierung fast ohne Text aus. Für den Selbstmord steht der James-Brown-Tanz. Wie hebt der den Text auf?

Was im Stück am Ende steht, könnte man Promotion nennen. Othello sagt: Wenn ihr von diesen unseligen Taten berichtet, dann schreibt über mich, so wie ich bin. Aber dann führt er aus: Schreibt über jemanden, der nicht leicht eifersüchtig war, der ein bisschen überreagiert hat – das ist schon krass. Wegen eines Taschentuchs mit Erdbeeren drauf bringt der seine Frau um und sagt: Für später schreibt auf, ich war ganz toll. – Ich finde, da ist ein Tanz im Glitzeranzug und „Die Show muss weitergehen“ ein gutes Bild.

Als letztes sieht man, wie sich Othello die Hände in den Bauch rammt: Showpose oder Selbstmord?

Dieses Tanzen ist eine Form von Erschöpfung im Scheinwerferlicht – ein Popstar, der verglüht, der sagt: Ich tanz mich jetzt hier tot, und bevor ich umfalle, geht das

Licht aus. Einige Rezensenten haben das nicht erkannt und schrieben: Er tanzt und tanzt. Das kann man so sehen. Aber ich wollte diesen Schlussstrich, wo die Energie raus ist.

„Pay the cost to be the boss“, singt James Brown an dieser Stelle. Welche Kosten zahlen Sie persönlich? Wie steht es um Ihre Energie?

Das Harte am Theater ist: Du wirst die Texte nicht los. Ich ertappe mich manchmal dabei, dass ich an einem Tag nichts spreche, alles was ich sage, sind Texte. Oder alles, was ich an Energie aufbringe, passiert auf den Brettern. Und du kannst dir ja nicht einfach einen Monat frei nehmen. Du hast dauernd Vorstellungen oder Proben. Work, work, work, wie eine Maschine. Bei „Othello“ hab ich gesagt: Ich schone mich da nicht, ich will’s allen beweisen, genau wie es auch Othello allen beweisen muss.

Ihre Arbeit wirkt keineswegs maschinell, viel eher organisch.

It don’t mean a thing if it ain’t got that swing. Für mich ist das das Schwarze, dass das Soul hat, dass Herzblut fließt. Wenn ich irgendwo involviert bin, dann will ich da alles geben, sonst kann ich mir das später nicht verzeihen. Ich hätte auch nach „Sonnenallee“ einen Film nach dem anderen drehen können, hätte die schnelle Nummer machen können. Aber ich komm aus dem Osten. Ich komm von der Straße, ohne Schauspielausbildung. Ich bin in Berlin aufgewachsen. Und in den 90er-0Jahren war Berlin die aufregendste und freiste und kreativste Stadt der Welt. Das hat mich geprägt. Und ich weiß auch: Qualität setzt sich durch. Ray Charles oder James Brown – das sind Leute, die sind nach 40 Jahren noch im Musikgeschäft. Ich habe Michael Jackson 1996 im Jahn-Sportpark gesehen. Da bin ich auf die Knie gegangen. Dieser Mann ist einer der am härtesten arbeitenden Leute im Showgeschäft. Der hat alles getanzt, hat tierisch viel Show gemacht und auch noch wahnsinnig gut gesungen. Am Schluss flog er mit so einem Düsending in den Weltraum. Da dachte ich: Okay, das ist eine Messlatte.

Haben Sie keine Angst zu verglühen?

Ich will nicht als Alkoholiker in der Kantine enden und nur noch auf der Bühne existieren. Dazu habe ich noch viel zu viele andere Sachen vor. Aber ich merke auch, wie es mir schwer fällt, da raus zu kommen. Denn das fasziniert mich am Theater: dass es da wirklich um Hingabe geht, um *passion*, um Selbstaufgabe.

Sich-Aufgeben und Aufsteigen liegen nahe beieinander. Wo steht der „Othello“ in Ihrer künstlerischen Entwicklung?

Ich wollte immer ein Filmstar sein. Aber ich wusste, die Mutter meines Berufs ist das Theater. Und wenn ich mein Handwerk wirklich können will, dann muss ich Theater spielen. Was dieser Job abfordert an guter Routine, an Intuition, an Timing, an Konzentriertheit, an Kampf – das will ich beherrschen. Jetzt bin ich 28 und bin eingeladen zum Theatertreffen mit „Othello“ von Shakespeare, was man nicht spielt mit 28 und wo man, glaube ich, auch schon einigermaßen gut sein muss, um das zu erreichen. Und jetzt kann ich sagen: Okay, ich bin Othello. Damit will ich gleichzeitig sagen: Wer weiß, ob das je wieder der Fall sein wird. Aber es war da.

Martin Czinczoll



Alexander Scheer: „Es geht um Hingabe, um *passion*, um Selbstaufgabe.“

ce, das ist so gegen den Strich besetzt, das kann gar nicht aufgehen, da muss ich tierisch kämpfen, aber genau das ist meine Chance – im Prinzip eine Übersetzung von Othellos Situation. Er passt genauso wenig in diese venezianische, weiße Gesellschaft wie ich als Schauspieler mit meiner Physis in diese Rolle oder in dieses Staatstheaterunternehmen passe.

Sie wirken dann auch recht fremd unter den vielen Schlipsträgern. Jago sieht aus, als käme er aus einem Managerseminar, schrieb ein Kritiker. Man fragt sich schon, wie ein solcher Jago es schafft, die Intrige an Ihren Othello heranzutragen.

Jago ist sehr geschickt mit Worten, hat so viele Gesichter, wie er mit Leuten spricht. Damit spielt der Originaltext



Der Rumtrader ist nicht nur eine Bar, sondern ein Erlebnis. Ideal für alle, die nach ihrem Theaterabend noch nicht genug von der darstellenden Kunst bekommen haben. Keine fünf Minuten Fußweg vom Haus der Berliner Festspiele entfernt, geht die Vorstellung dort weiter. Auf dem Programm steht die Wiederauferstehung des erlauchten Charlottenburger Bildungsbürgertums. In der Hauptrolle: Barkeeper Gregor Scholl. Der studierte Komponist ist zweifelsohne der gebildetste Barmann Berlins. Sein Spezialgebiet: Rum. Über hundert Sorten hat er in seiner 18 Quadratmeter großen Bar parat. Damit auch jeder Gast den richtigen bekommt, nimmt sich Scholl die Zeit für ein kurzes Beratungsgespräch. Nebenbei erzählt er ihnen gern, wann das edle Getränk seine erste Erwähnung in der deutschen Literatur ge-

fundun hat. Ob Sie als Neankömmling am intellektuellen Austausch mit Scholl und seinen Stammgästen teilhaben dürfen, bleibt abzuwarten. Aber auch als Beobachter der elitären Selbstbeweihräucherung kommen gerade Nicht- oder Ostberliner voll auf ihre Kosten. **Rumtrader**, Fasanenstraße 40, Charlottenburg. Cocktails ab 9 Euro. *Katja Petrovic*



Grandseigneur und Herbergsvater

Sich selbst zurücknehmen und sich einstellen auf Andere – das ist die Kunst, die Manfred Linke beherrscht. Seit 36 Jahren leitet er das Internationale Forum junger Bühnenangehöriger, zu dem alljährlich 54 junge Theaterleute aus Deutschland und dem Rest der Welt nach Berlin eingeladen werden. Sie besuchen die Vorstellungen des Theatertreffens, können in Workshops Neues probieren und mit Gästen diskutieren. Innerhalb des Groß-Events Theatertreffen ist das Forum für viele der Ort, wo das eigentliche Treffen, tatsächliche Begegnung und Auseinandersetzung stattfinden.

Es waren die turbulenten Jahre um '68, in denen der Dramaturg, Regieassistent und promovierte Theaterwissenschaftler Linke zunächst als Assistent zum Forum kam. Das Steuer übernahm er 1969, als sein Vorgänger entnervt von der Revolte-Stimmung das Handtuch warf. Er wusste mit den jungen Wilden umzugehen – indem er ihnen entgegenkam. Als die Forum-Teilnehmer die eingeladenen Inszenierungen allesamt als „bürgerlich“ abstempelten und sich weigerten, mit den Regisseuren zu reden, setzte Linke statt des geplanten Künstlergesprächs kurzerhand die Themen auf die Tagesordnung, die den Jungen unter den Nägeln brannten: Mitbestimmung, Kinder- und Jugendtheater, die Stellung des Regieassistenten. „Ich bin ziemlich schnell dahinter gekommen, dass man sich im Programm und in allem, was man macht, auf die Gruppe einstellen muss“, sagt er. Die wichtigsten Eigenschaften, die man als Leiter mitbringen muss, sind für ihn „Sensibilität“ und „die Fähigkeit, auf die Leute zu hören“.

Indem Linke stets ein offenes Ohr für die Wünsche und Vorstellungen der Teilnehmer hatte, öffnete er das Forum für Unvorhersehbares, für spontane Aktionen, vor allem auch für kritische Töne. Oft stellten die jungen Theatermacher die Auswahl der Jury heftig infrage und machten das Forum damit zu einer Art Selbstkritik-Instanz innerhalb des Festivals. Das wurde natürlich nicht von allen gerne gesehen und das Forum auch schon mal als „Linkes rote Kaderschmiede“ abgestempelt. Immer wieder wurde hier die Politik gegenüber der Ästhetik stark gemacht. „Die Kunst resigniert vor der Welt“, schrieben etwa die Teilnehmer 2002 in einer Resolution und wünschten sich Künstler, die es wagen, „aus Lust, Not und Neugierde auf eigenes Risiko voranzugehen.“ Auch wenn Linke diese Sätze nicht initiiert hat, hält er den Gedanken für wichtig: „Theater muss auch eine Utopie haben. Es muss ein Gegengewicht gegen die Wirklichkeit setzen. Nicht bloß zeigen, wie furchtbar alles ist.“

Mit dem Forum entwirft er selbst ein Gegenbild. Während der Theaterbetrieb oft von atemloser Kunstproduktion bestimmt wird und kaum Raum lässt, sich weiterzubilden, will das Forum eine „Stätte der Reflexion“ sein. Es ist eine Insel der glücklich Gestrandeten, die für zwei Wochen abgeschnitten sind vom stressigen Theateralltag mit seinen Sachzwängen und Hierarchien. Die Workshops bedeuten

Manfred Linke leitet seit 1969 das Internationale Forum junger Bühnenangehöriger. Mit diesem Jahr nimmt er Abschied. Ein Porträt von Anne Peter

„Man muss es aushalten, dass man kaum wahrgenommen wird.“



für Linke dabei eine „freie Recherche“, bei der „nicht auf ein Ergebnis hingearbeitet wird“. Dieses Jahr etwa will der Regisseur Youn-Taek Lee aus Seoul Schillers „Räuber“ mit dem traditionellen koreanischen Maskentheater konfrontieren. Die „Begegnung mit dem Fremden lässt das Eigene schärfer hervortreten und schafft auch die Möglichkeit, es zu reflektieren“, sagt Linke. Was gefördert werden soll, ist der Blick über den Tellerrand, das Wahrnehmen von Alternativen.

Für den produktiven Austausch möchte Linke, der sich selbst einen Perfektionisten nennt, ein möglichst ideales, ein „familiäres Klima“ schaffen. Obwohl er sich manchmal mehr Presseresonanz gewünscht hätte, weiß er, dass der öffentlichkeitswirksame Blick über die Schulter für die Teilnehmer meist eher kontraproduktiv wäre. „Da entsteht nichts mehr. Eine Probe mit Publikum ist keine Probe mehr, sondern eine Vorstellung.“ Was vielleicht an Authentizität möglich ist, geriete zum Gemachten. Dann lieber ein Schattendasein.

Da wäre ein Profilneurotiker fehl am Platz. „Man muss es aushalten, dass man kaum wahrgenommen wird“, meint Linke; und man spürt, dass es nicht nur Worte sind, wenn er

von der „Liebe zur Sache“ spricht. Schwingt doch in allem, was er erzählt, Begeisterung und noch immer hellwache Neugier fürs Theater und für seine jungen Gäste mit. Wichtig findet er vor allem, dass das Forum „im Bewusstsein der Theater“ verankert ist. Und daran besteht kein Zweifel. Viele der früheren Teilnehmer, darunter Theatergrößen wie Iris Laufenberg, Carl Hegemann, Jossi Wieler und Andrea Breth, sind mittlerweile erfolgreiche Regisseure, Dramaturgen oder Intendanten, die nun selbst gern junge Talente ihres Hauses nach Berlin empfehlen.

Für ehemalige Schützlinge ist Manfred Linke „Grandseigneur und Heimleiter“, „leidenschaftlicher Organisator“, „umsichtiger Hausvater“, „unermüdlicher Magier“ und „Mäzen ganz besonderer Weise“. Dabei hat er stets im Hintergrund gewirkt. Er hat interessante Workshopleiter gesucht, Gespräche moderiert, Kontakte hergestellt, Partys organisiert, Arbeitsbeziehungen und Freundschaften gestiftet und das Forum durch so manche finanzielle Krise gelenkt. Er hat das alles „überaus gerne“ getan, zumal bei dem großen Zuspruch. In diesem Jahr leitet er das Forum zum letzten Mal und weiß, dass es ihm „unendlich fehlen“ wird. Ein großer Wirkender geht, wir können nur Danke sagen.

Nibelungen — Fast wäre es nichts geworden mit dem, was romantische Autoren des 19. Jahrhunderts als den deutschen Heldenmythos begriffen. Gerade mal elf vollständige Handschriften existieren vom mittelhochdeutschen Nibelungenlied, dem epischen Werk eines unbekanntes Dichters aus der Zeit um 1200, das der Schweizer Historiker Johannes Müller 1786 als „die Teutsche Ilias“ wählte. Damit steht er nicht allein. Und die Überlieferung von Siegfrieds Heldentaten an Drachen und Adelsdamen, der geltungssüchtige Streit Brunhilds mit Kriemhild, deren Verrat am Ehemann, sein Tod und die späte Rache der Witwe hat es tatsächlich bis in unsere Tage geschafft – wengleich über den Umweg des 19. Jahrhunderts, in dem besonders Richard Wagner und Friedrich Hebbel mit ihren recht unterschiedlichen Bearbeitungen für fortdauernde Erinnerung gesorgt haben. Während Wagner die nordische Götterwelt um Wotan, Freia und Loge mit der Nibelungensage ganz nach Laune kreuzte und so von der ursprünglichen Vorlage nur mehr einzelne Motive übrig blieben, versuchte Hebbel 1862, dem Original-Lied lediglich eine Bühnentaugliche Fassung

zu geben, es „zur dramatischen Kette zu gliedern oder poetisch zu beleben, wo es nötig war“, wie er es selbst ausdrückte. Nach der „Orestie“ ist Andreas Kriegenburg, derzeitiger Oberspielleiter am Thalia Theater in Hamburg, wieder mit einer Mammut-Inszenierung, wieder einer von den Münchner Kammerspielen, zum Theatertreffen nach Berlin eingeladen: eben mit Hebbels „Die Nibelungen“, denen er in knapp sechs Stunden und drei Teilen zu Leibe rücken will. Mit dabei aus dem Ensemble so erfahrene tt-Gäste wie Hans Kremer (Hagen), vor zwei Jahren bei Kriegenburg der Agamemnon, und heuer außerdem in Paul Claudels „Mittagswende“ in der Regie Jossi Wielers zu erleben, Julia Jentsch (damals Elektra, diesmal Brunhild) und dazu noch Bernd Grawert in der Rolle des Königs Gunther sowie Wiebke Puls als Kriemhild, die im August 2003 bei den Wormser Nibelungenfestspielen unter Dieter Wedel bereits die Brunhild spielte. Zu sehen gibt es die Produktion am kommenden Samstag, den 7. Mai, um 17 Uhr und einen Tag später, dann schon ab drei. *Michael Brommer*

Was befähigt Sie, tt-Jurorin zu sein?

Mein chaotisch strukturiertes Rest-Privatleben mit komplizierter Fernbeziehung in Bozen sicherlich nicht. Auch nicht das heillos überforderte Reise- und Abrechnungsbüro Dössel. Muss

also etwas damit zu tun haben, dass ich a) Kritikerin bei der „Süddeutschen Zeitung“ bin und b) als solche ohnehin schon viel Theater sehe und auch viel herumkomme und mich daher zwangsläufig einigermaßen auskenne. Außerdem bin ich eine Frau – nach der komplett männlich besetzten Jury des Jahres 2003/04 war das Kriterium „weiblich“ bei der Zusammensetzung der aktuellen Jury sicherlich nicht unwesentlich. Hinzu kommt, dass ich in München lebe, oder na ja, zumindest habe ich hier meinen Hauptwohnsitz. Die Jury ist im Idealfall auch nach regionalen Gesichtspunkten besetzt, das heißt: Jeder Juror hat einen bestimmten Einzugsbereich, in dem er so etwas wie der Vorkoster ist. Ich betreue als Münchnerin den südlichen Teil Deutschlands. Also: Die Kombination Frau – Kritikerin – München war wohl ausschlaggebend. Keine Familie mit kleinen Kindern zu haben, trägt ebenfalls zur Befähigung für diesen Reisejob bei. Zumindest bei einer Frau.

Was unterscheidet gutes von schlechtem Theater?

Das entscheidet sich immer erst am Abend, wenn der Vorhang aufgeht. Gutes Theater hat immer etwas mit meinem eigenen Leben zu tun, also mit mir als Mensch und gesellschaftlichem Wesen. Gutes Theater bewegt und berührt mich, verstört oder irritiert mich, wühlt mich auf oder beglückt mich, je nachdem. Gutes Theater reagiert auf die Welt. Es ist Vergegenwärtigung. Es weiß zwar meistens auch keine Antworten – die erwarte ich auch nicht –, aber es gibt mir ein Gefühl für diese Welt, deren Teil ich bin, eine Ahnung von Menschsein, von Glück und von Schmerz. Gutes Theater betrifft mich – und ist insofern immer auch ein Forum, in dem der Zuschauer mittels Literatur in Dialog mit sich selbst und mit der Gesellschaft tritt. Die Wege dahin sind so vielfältig wie die Stile der Regisseure, da bin ich



PRIVAT

Es gibt im Theater keine Verlierer

Die tt-Jurorin Christine Dössel über ihre Arbeit und die Auswahl der Inszenierungen. Ein Fragebogen

nicht voreingenommen oder gar auf einen Stil fixiert. Etwas aber ist allen guten Theaterabenden gemein: Sie sind nicht fade, nicht selbstgerecht, nicht belanglos und nicht banal. Sie rücken den Menschen in den Vordergrund, nicht die Verfertigung der Kunst, und sie machen auch nicht Dienst nach Vorschrift. Kein gutes Theater ohne gute Schauspieler, auch das ist klar. Jeder Theaterabend lebt von den Schauspielern, mag dahinter noch so ein kluger Regiekonzept-Kopf stecken. Gutes Theater ist meiner Meinung nach immer auch intelligentes Theater. Schlechtes Theater ist und tut das alles nicht.

Wie wird man Sieger im Wettbewerb?

Was heißt hier „Sieger“? Das würde ja heißen, dass alle Nicht-Eingeladenen „Verlierer“ sind, was reiner Unsinn ist. Es gibt im Theater keine Verlierer. Es gibt nur manchmal verlorene Theaterabende. Die Jury sucht, so steht es in den Statuten, die zehn „bemerkenwertesten“ Inszenierungen im deutschsprachigen Raum. „Bemerkenwert“ heißt zunächst einmal: herausragend, außerordentlich, beispielhaft. Es kann aber auch im Sinne von „merk-würdig“ verstanden werden, also irgendwie „anders“, neu, interessant oder experimentell. Es ist innerhalb der Jury ein hartes Ringen, diese zehn „bemerkenwertesten“ Inszenierungen zu küren. Wir sind sieben Leute und treffen bei der Auswahl Mehrheitsentscheidungen. Sieben Juroren – das bedeutet in der Regel auch: sieben unterschiedliche Auffassungen und Sichtweisen von Theater, sieben unterschiedliche Vorlieben und Eindrücke. Auf etwa die Hälfte der Aufführungen einigt man sich sehr schnell. Beim Rest wird hart diskutiert, das geht manchmal bis in Nuancen einer Inszenierung. Kein Juror setzt sich mit seiner privaten „Best of“-Zehner-Liste durch. Man muss einen Konsens finden. Die Auswahl zum Theatertreffen ist immer auch anfechtbar. Eines aber kann

ich versichern: Wir betreiben keine Politik damit. Es ging bei den Diskussionen immer nur um qualitative Kriterien.

Über was haben Sie sich im Theater zuletzt besonders gefreut?

Ich freue mich über die Vielfältigkeit im deutschen Theater: Vom schauspielerischen Großregietheater à la Breth über Puchers helllichtige Klassikeraneignungen aus dem Geist der populären Kultur bis hin zu gelungenen Romanadaptationen wie Simons' „Elementarteilchen“ oder einem multimedialen Gesamtkonzeptkunstwerk wie Schlingensiefes Gemüse-Abend tragen die unterschiedlichsten Stile und Lesarten zur Qualität und Vitalität des Theaters bei. Das erzeugt eine ungeheure Lebendigkeit. Keiner muss sich mehr auf die eine oder andere Seite schlagen, jung gegen alt auspielen oder Werktreue gegen Pop, um eine Richtung durchzusetzen und die andere zu verteufeln. Alle haben ihren Platz, ihre Eigenheit und ihren künstlerischen Mehrwert. Mich freut es auch sehr, dass so viele junge Regisseure nachkommen und ihre Chance kriegen, darunter endlich auch viele Frauen. Bei diesem Theatertreffen sind sie zwar noch nicht vertreten, aber auf einige kann man große Hoffnungen setzen.

Heimat im Theater?

Wenn ich ein Theater betrete, in welcher Stadt auch immer, beschleichen mich allein schon heimatliche Gefühle. Mag die Stadt noch so fremd und abweisend sein – im Theater fühle ich mich immer wohl. Ich liebe Theaterräume, sie sind mir vertraut und vermitteln Geborgenheit. Im Theater fühle ich mich zuhause.

Was bedeutet für Sie Heimat?

Ich halte es da mit Karl Jaspers: Heimat ist da, wo ich verstehe und wo ich verstanden werde.

Impressum

tt festivalzeitung!

das blatt zum theatertreffen, ausgabe eins, 6. Mai 2005

Ein Projekt zur Förderung des Kulturjournalismus der Berliner Festspiele in Kooperation mit der Berliner Zeitung und der Universität der Künste Berlin, im Rahmen des Theatertreffens vom 6. bis 22. Mai 2005. Schirmherr: Prof. Manfred Eichel

Berliner Verlag GmbH & Co KG
Berliner Zeitung, Karl-Liebknecht-Str. 29, 10178 Berlin

Herausgeber

Berliner Festspiele
ein Geschäftsbereich der Kulturveranstaltungen des Bundes in Berlin GmbH, Schaperstraße 24, 10719 Berlin
Intendant: Prof. Dr. Joachim Sartorius
Kfm. Geschäftsführung: Dr. Thomas Köstlin
Uwe Gössel (Projektleitung), Silke Bittkow (Assistenz)

Universität der Künste Berlin
Weiterbildungsstudiengang Kulturjournalismus
Verena Tafel (Geschäftsführung)
10719 Berlin

Redaktionsleitung

Torsten Harmsen (ViSdP)
Layout: Stephan Lammel

Technische Betreuung

Ronald Bengelsdorf

Mentor dieser Ausgabe

Prof. Dr. C. Bernd Sucher (München)

Redaktionsteam

Vasco Boenisch (München), Michael Brommer (Rosenheim), Christiane Enkelers (Köln), Andreas Jüttner (Karlsruhe), Klaus Christian Lüber (Berlin), Jan Oberländer (Berlin), Katrin Pauly (Berlin), Anne Peter (Berlin), Katja Petrovic (Berlin), Dirk Plamböck (Berlin), Christian Rakow (Berlin), Jenny Schmetz (Aachen), Robert Schröpfer (Leipzig), Willibald Spatz (München), Kai Splittgerber (Hildesheim), Barbara Teichelmann (München), Ulrike Wendt (Berlin)
Fotos: Barbara Braun (Berlin), Piero Chiussi (Berlin)

Redaktionsadresse

Universität der Künste Berlin, Bundesallee 1–12, 10719 Berlin
Telefon: 030-3185-2084, Fax: 030-3185-2964
E-Mail: festivalzeitung@udk-berlin.de, Internet: www.festivalzeitung.de

Gefördert durch

Kulturstiftung des Bundes, 06110 Halle an der Saale

Unterstützt durch

Allianz Kulturstiftung

Belichtung und Druck

G+J Berliner Zeitungsdruck GmbH, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin

Dank an

Arno Declair (Foto Othello), Iris Laufenberg (Leiterin Theatertreffen) Friederike Tappe-Hornbostel (Kulturstiftung des Bundes), Michael M. Thoss (Allianz Kulturstiftung), Kai Festersen, Christiane Kühl, Dirk Pilz, Prof. Dr. Stephan Porombka und Prof. Dr. C. Bernd Sucher (Mentoren), Elnas Isrusch (Hospitalanz) und das Team der Berliner Festspiele

Berliner Zeitung

Berliner Festspiele Universität der Künste Berlin

Allianz Kulturstiftung

KULTURSTIFTUNG DES BUNDES

KBB Kulturveranstaltungen des Bundes